

Hätten sie dabei an die Heimat gedacht, aus der sie weggezogen waren, so wäre ihnen Zeit geblieben zurückzukehren.

Heb 11,15

Der Verfasser hat das Problem, dass es schon die zweite Generation nach dem Tod Jesu ist, die er anspricht, und von der Wiederkehr des Herrn ist nichts zu sehen, vielmehr sterben sie alle, zum Teil in der Verfolgung, ohne dass irgendein Jüngstes Gericht erfolgt. Sein Argument ist hier, dass dies der Situation des Hauses Israel in der Wüste entspricht. Sie wissen sich als Träger der Verheißung an Abraham, aber aus dem versprochenen Land wird nichts. Der Autor schönt die Geschichte, was vielleicht dafür sprechen mag, dass seine LeserInnen sie selbst gar nicht so genau kennen, indem er behauptet, die Wüstenwanderer seien „voll Glauben...gestorben, ohne das Verheißene erlangt zu haben“ (Vers 13). Das Erste Testament dagegen weiß von dauerndem Maulen und Protest und eben genau von Rückkehrsehnsüchten, die unser Text direkt negiert. Die historische Analogie ist also höchst fragwürdig, auch wenn anzunehmen ist, dass die Angesprochenen ebenfalls häufig und regelmäßig darüber nachdenken, ob es wohl so eine gute Idee gewesen war, zum Christentum überzutreten. Was aber wäre die Alternative? Auch wenn der Text es nicht im mindesten andeutet, die Rückkehr wäre eine ins Sklavenhaus. Es bleibt dabei, dass sie, wie das Volk Israel in der Wüste, eine bessere Heimat suchen. Vers 16 benennt das auch ausdrücklich, um dann den entscheidenden Schwenk zu machen: „Nun aber streben sie nach einer besseren Heimat, nämlich der himmlischen.“ Das ist ganz und gar neu und hat mit dem Ersten Testament aber auch gar nichts mehr zu tun. Dort ging es immer um die konkrete Geschichte von konkreten Menschen. Das gelobte Land war nie eine Fiktion, etwas Jenseitiges, das gutes Leben im Hier und ersetzt ersetzt hätte. Ach bei Jesus in den Evangelien, zu ähnlicher Zeit geschrieben wie unser Text, ist das Himmelreich oder das Reich Gottes nichts Gedachtes, sondern reales Ereignis in der wirklichen Welt. Die Propheten wie auch die historischen Texte der hebräischen Bibel nehmen es immer zum Anlass für eine herbe Kritik, wenn es den Menschen in Israel schlecht geht. Auch dass sie in der Wüste hatten sein müssen, hatte mit eigenem Versagen, eigener Schuld zu tun. Gott will, dass es ihren Leuten (nach Paulus, und da sind wir hier im Hebräerbrief ja, sind das bekanntlich alle Menschen, jede und jeder) gut geht. Würden die Menschen tun, was Gott ihnen vorschlägt, dann ginge es ihnen gut. Warum lebst du so schlecht, fragt der Prophet? Warum sind so viele Arme und Kranke unter euch? Weil ihr egoistisch und selbstüchtig seid! Das Erste Testament kennt Gott nur im wirklichen Leben, Heilsgeschichte ist für jüdische Theologie Weltgeschichte. Wer das so denkt, wer darauf besteht, dass Gott das gute Leben aller in der wirklichen Welt will, und zwar heute und nicht erst übermorgen und hier und nicht irgendwo, muss konkrete Leute anklagen, dass sie genau das verhindern. Und nun sitzt die junge christliche Theologie gleich mehrfach in der Falle. Ich bin überzeugt, dass die urchristlichen Prediger genau dasselbe Verständnis von Heilsgeschichte hatten, wie ich es hier dargelegt habe. Aber schon ihr Meister hatte sich letztlich gegen den politisch-militärischen Kampf der Zeloten gewandt, nicht weil er ihn für moralisch verwerflich hielt, sondern weil er offenkundig perspektivlos war: Steck dein Schwert in die Scheide, so kommst du nur um. Du musst mehr verändern in der Welt, als ein paar jüdische Fromme es vermögen. Die junge Gemeinde verzichtet also auf den Versuch, das gesamte Gemeinwesen gerecht und solidarisch zu gestalten, und beschränkt diesen auf ihr Binnenverhältnis. Als sie wuchs, konnte sie das nicht mehr durchhalten, wie bei Paulus ganz besonders deutlich wird, wenn er sagt, der christliche Sklave solle seinem christlichen Herrn ganz besonders gehorsam sein, weil der ja auch von Gott geliebt sei. Da sagt er eben nicht, der Herr solle den Sklaven auch im wirklichen Leben als Bruder anerkennen. Damit gibt es selbst im Binnenverhältnis keine Sichtbarkeit von Gottes Segen und Anwesenheit mehr. Schon in dieser ganz jungen Kirche ereignet sich nicht mehr Reich Gottes. Das Himmelreich ist nicht mitten unter ihnen. Das ergibt sich notwendig daraus, dass sie die Welt nicht ändern wollten, sondern dachten, Jesus würde das tun, wenn er als der Christus wiederkomme. Nach der Falle „ihr könnt die Welt nicht im Handstreich ändern“, was sie zu „ihr braucht die Welt nicht zu verändern, ich mache das schon für euch“ bringt, sind sie hier in die Falle getappt, dass sie auch keine

Handhabe für solidarische Binnenverhältnisse mehr haben, wenn sie die nach außen nicht einfordern. Das scheint ein ganz durchgängiges Denk- und Verhaltensmuster der frühen Kirche gewesen zu sein, wenn wir etwa an die unglaubliche politische Passivität der Gläubigen in der Johannesoffenbarung denken. Und nun kommt dieser Christus nicht wieder, das eröffnet gleich zwei weitere Fallen. Wenn die Prediger jetzt die Christen kritisieren und sagen wollten, macht gefälligst was, ändert die Welt, gestaltet die Verhältnisse gerecht, geht das gar nicht. Die würden ihnen völlig zu Recht antworten, was habt ihr uns denn bisher erklärt? Ihr wolltet das doch nicht, das sollte doch der Herr tun. Nun haben wir auf euch gehört und sind erst recht Opfer der Verfolgung geworden. Und da sollen wir uns jetzt vom Widerstand bessere Verhältnisse erwarten? Da gehen wir doch lieber wieder zurück ins Sklavenhaus! Kritik würde die Leute also aus der Kirche wegtreiben. Sie müssen ihnen Mut machen. Aber wie? Mal angenommen, es gelänge ihnen, den Leuten zu erklären, dass sie die Welt ändern müssten, wie sollte das denn gehen und welche Welt könnten und sollten sie denn gemeinsam wollen? Niemand von denen hatte ja auch nur eine minimale Ahnung davon. Nirgends in den apostolischen Briefen findet sich auch nur eine Spur von einer Sozialutopie. Das Erste Testament ist voll davon, im Neuen wird das alles ganz schnell eschatologisch und damit gegenstandslos. Und als das klar wurde, war die Kirche nicht nur schon in Mehrheit längst so heidnisch, dass sie die jüdische Fähigkeit zur gesellschaftspolitisch-theologischen Kritik verlernt hatte, auch die jüdischen Führer der Kirche – und alle, die wir von damals mit Namen kennen, waren Juden – verstanden davon gar nichts mehr. In keinem einzigen Brief taucht auch nur von ferne die Idee auf, dass Verfolgung, Armut, Sklaverei vielleicht daran liegen könnten, dass Gottes Wille in der Welt auch deshalb nicht verwirklicht sei, weil die Christen nichts dafür tun. Die frühchristlichen Lehrer haben nichts mehr gemeinsam mit den jüdischen Propheten, obwohl sie aus deren Tradition und Denken das stimmigste Verständnis einer solidarischen Gesellschaft entwickelt hatten, das es bis heute gibt, eben den paulinischen Universalismus. Den können sie, und hier ist unser Autor exemplarisch, nicht auf ihre Gesellschaft anwenden, den vermögen sie ihrer Kirche nicht zu predigen, den wollen sie aber auch nicht aufgeben, also wenden sie ihn, fünfte Falle, ins Jenseits und idealisieren ihn damit endgültig. Die Verschiebung der politischen Neugestaltung des Gemeinwesens auf die Wiederkunft des Herrn, während wir unseren eigenen Laden schon mal solidarisch gestalten, war realpolitisch völlig rational. Daraus ergab sich angesichts des Wachstums notwendig, auch die Binnensolidarität historisch zu verschieben. Und daraus ergab sich schließlich, sie ganz zu idealisieren und ins Jenseits zu rücken. Die Alternative wäre gewesen, den mühsamen Weg zu gehen, herauszufinden, wie und wo man eine Sklavenhaltergesellschaft wie das Römische Reich solidarisch umgestalten kann. Dass das nicht möglich war, haben die damals nicht nur wohl gefühlt, sondern steht rückblickend auch historisch fest. Alle solidarischen Gesellschaftsideen beziehen sich auf überschaubare Gemeinwesen oder auf nachkapitalistische. Und daran hält auch unser Autor fest: Gott „hat für sie eine Stadt vorbereitet“ (Vers 16). Was auch in meiner Darstellung als die Unfähigkeit oder gar mangelnder Wille der frühen christlichen Führer erscheint, das gute Leben aller im realen politischen Prozess einzufordern, drückt also letztlich nichts Anderes aus als die objektive Unmöglichkeit, aus der Erinnerung an ehemals solidarische Gemeinden in ein solidarische organisiertes Weltreich zu springen. Dass man trotzdem um Solidarität kämpfen kann, haben einzelne ChristInnen, auch Führer, und Gruppen und Gemeinden, nicht zuletzt und schon ganz früh manche Orden, immer wieder beweisen. Die Kirche tat das nie und wenn sie die Chance dazu hatte, wie zuletzt nach dem Zweiten Vatikanum und der daraus entstehenden Befreiungstheologie, dann hat sie die nicht nur immer verpasst, sondern offensiv ausgeschlagen und bekämpft. Wie unser Text zeigt, ist das nicht nur einfach Verrat, sondern hat tatsächlich einen Strang der Tradition auf seiner Seite. Die Frage nach Gott bleibt eine politische Frage, eine der Entscheidung und der zwei Seiten. Der Hebräerbrief versäumt es offenbar gewollt, sie zu stellen. Deshalb fälscht unser Autor die Geschichte und legt das gelobte Land, die neue Heimat, in den Himmel. Wäre sie auf der Erde, müsste er fragen, wer wohl den Zugang versperrt. Bei der Antwort könnten ihm seine älteren Geschwister, die Juden, Nachhilfe geben.